

aufgehen lässt, ihre Worte und Gedanken darzustellen pflegt: der indirekten Rede. Mit anderen Worten: dass der Autor sein kritisches Ich *aufgebe*, dass er sich mit seinen Personen identifiziere, das ist die *conditio sine qua non* der „erlebten Rede“. Sonst wird sie eben nicht „erlebt“. Mindestens muss der Autor so tun, als nehme er das Gesagte durchaus als tatsächlich. Auch das kann man sich an unserem „Faust“-Beispiel veranschaulichen. Man braucht nur anzunehmen, es sässen zwei solche Professoren im Parkett, die sich über den Mangel an Tatsächlichkeit in den Worten Fausts bereits einig wären. Dann wird der eine dem anderen seinen Eindruck mit folgenden ironischen Worten mitteilen: „Hörst du? Das will ihm schier das Herz verbrennen!“ (wozu der andere verständnisvoll lächeln wird). Das ist die oben angedeutete ironische Identifizierung bei der „erlebten Rede“; Beispiel: „*Herrn Gosch ging es schlecht*“ (S. 55). Der Autor (Th. Mann) ist mit dem Leser schon darüber einig, dass der Makler Gosch ein pathetischer *malade imaginaire* ist; er hat also gar nicht nötig, den Leser durch ein indirektes „Er behauptete wieder einmal, es gehe ihm schlecht“ auf das Unwahre oder zum mindesten Uebertriebene in den Worten des Maklers eigens hinzuweisen; er tut es jedenfalls viel wirksamer durch direkte Wiedergabe seiner pathetisch-übertreibenden Deklamationen in der Form der erlebten Rede: („*Das beschwerliche Greisenalter nahte heran . . .*“). Kurz: ohne dass der Autor sich (so oder so) mit seinen Personen identifiziert, ist die erlebte Rede nicht denkbar. Darüber, d. h. über den eigentlichen Grund, aus dem gerade die fragliche Darstellungsform gewählt wird, hätte man von Lorck gern ein Wort gehört. —

Es folgt noch ein kurzes Schlusswort mit einem längeren „Brief an einen Kollegen“. [Da dieser Brief sich u. a. mit der Abhandlung über die „halbe Negation“ (N. Spr. XXIX, S. 6—45) beschäftigt, ist der Adressat nicht schwer zu erraten.] Lorck legt darin seine „sprachliche Weltanschauung oder besser gesagt Sprachwelt-Anschauung“ dar, wobei er der Phantasie in der Sprache die schöpferische, dem Verstand dagegen nur eine wählende, sichtende, ordnende Rolle zuweist. Da das Versagen der bisherigen Erklärer der „erlebten Rede“ eben darauf zurückzuführen ist, dass sie die Erscheinung rein verstandesmäßig (oder besser gesagt, grammatisch) zu erfassen versuchten, während dieses Ausdrucksmittel „ausschliesslich der Sprache der Phantasie“ angehöre (S. 66), sind diese Schlussbemerkungen durchaus am Platze. Handelt es sich doch um weitere Nachweise für das Wirken der Phantasie im Leben der Sprache, um Nachweise an der Hand der „halben Negation“. Das einfache *ne* wird dem Phantasiedenken, *ne — pas* dem reinen Denken zugeteilt. (Der Gegensatz zum Verstandesstil sei nicht der Affektstil — da Verstand und Affekt sich nicht ausschliessen —, sondern der Phantasiestil.) Dass sich einige Fälle mit einfachem *ne* erhalten haben (*je ne sais, je n'ose* usw.), beruhe nicht auf ihrem besonderen Affekt-, sondern auf ihrem besonderen Phantasiegehalt; bei jedem einzelnen Falle lasse sich ein geistiges Verweilen feststellen, wie bei der *Imparfait*-Aussage. Auch die sogenannten „Verstärkungen“ (*pas, point, mie, goutte, brin* usw.) seien nicht direkt vom Affekt geschaffen, sondern unter seinem Antrieb von

der Phantasie. Und wenn Fälle mit pleonastischem *ne* (*il est plus riche qu'il ne semble* usw.) als Kontaminationen zu erklären sind, als Einwirkungen zweier Denkkakte aufeinander, so ist dieses Einwirken nur möglich, weil sie lebensvoll, energiehaltig sind: Wir befinden uns also im Bereiche des erlebenden Denkens, und daraus erklärt sich das blosser *ne* (statt *ne — pas*). So wird denn selbst *je crains qu'il ne vienne* erklärt, unter Ablehnung der üblichen Auffassung des *qu'il ne vienne* als eines Abwehrwunsches.

Dadurch nun, dass *ne* als die phantasiemässige, *ne — pas* als die verstandesmässige Verneinung betrachtet wird, ergeben sich natürlich auch für die kulturgeschichtliche Betrachtung andere Gesichtspunkte als die, von denen der Verfasser des Aufsatzes über die „halbe Negation“ ausgegangen war (was im einzelnen ausgeführt wird).

Dem Ref. scheint in diesen Ausführungen viel Richtiges zu liegen; sie im einzelnen zu diskutieren, fehlt es ihm an Raum (wie denn auch schon ihre Darstellung nur sehr skizzenhaft geschehen konnte). Auch möchte er das Wesentliche weniger in den Differenzen der beiden Deutungen sehen, als vielmehr darin, dass auch Lorck eine kulturgeschichtliche Ausdeutung dieser sprachlichen Tatsachen vornimmt. Es war das bisher nicht üblich, und man merkt deutlich den Einfluss Vosslers, von dem S. 70 gesagt wird, er habe das Gebiet der *Sprachseelenforschung* zuerst erschlossen, und dem die ganze Schrift zu allem Ueberfluss gewidmet ist. Man sieht, das Uebel ist nicht mehr auszurotten. Da ist es denn wenigstens ein Trost, dass die davon Infizierten in Einzelheiten mitunter zu abweichenden Resultaten gelangen. Spricht das nicht gegen die ganze Methode?

Auf die allgemeinen Ausführungen des Verf. über Phantasie und Verstand in der Sprache kritisch einzugehen, verbietet sich deshalb, weil Lorck selbst weiss, dass sie noch ausführlicherer Begründung bedürfen, und sie eben deshalb in der „anspruchsvollen Form eines Briefes“ zum Ausdruck gebracht hat. (Dass er sie jetzt schon, wenn auch nur provisorisch, geäußert hat, dafür kann man ihm angesichts der grossen Bedeutung und der allgemeinen Vernachlässigung dieser Gesichtspunkte nur danken.) Möge er uns diese ausführlichere Begründung in einem eigenen Werk über „Verstand und Phantasie in der Sprache“ bald schenken! — Einstweilen aber wollen wir uns dieser schönen Studie freuen und sie von Zeit zu Zeit immer wieder lesen und überdenken. Es ist nämlich alles andere als eine „Spezialschrift“.

München.

Lerch.

Guido List, Die Ursprache der Ario-Germanen und ihre Mysteriensprache. Herausgegeben vom Verfasser durch die Guido-von-List-Gesellschaft zu Wien. 1915. 649 S. 8°. M. 35.20.

Es hat etwas Tragisches: ein hochstrebender Mensch, vaterländisch begeistert, mystischem Sinnen hingegeben, aber gänzlich unberührt von jeglicher geschichtlichen Sprachforschung, entdeckt in der Einsamkeit eines schweren Augenleidens das Gesetz der Dreiteilung der Sprache in die drei Wortordnungsstufen des Entstehens, des Waltens und des Vergehens, die Gesetze der „Kala“ sowie die Grund-

gliederung der Bilderschrift und deren Fortleben in der Heraldik. Er sendet seine Entdeckung der Wiener Akademie ein, dass sie seine Schrift veröffentliche oder wenigstens in ihren Archiven aufbewahre, um ihm die Priorität zu sichern. Sie wird von der Akademie kurz zurückgewiesen; das ruft eine Interpellation im österreichischen Abgeordnetenhaus hervor; eine Guido-von-List-Gesellschaft wird gegründet. Aber ach! Niemand wird List die Priorität streitig machen; wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, hat seine Gesellschaft einen einzigen Sprachgelehrten in ihren Listen verzeichnet. Und keiner von uns wird es fertig bringen, grössere Teile seiner Schriften zu lesen. Es sind eben zwei geschiedene Welten. Wir sind natürlich im Unrecht, und die Herren trösten sich, wie so oft der verkannte Genius: „was die offizielle Wissenschaft dazu sagt, ist ja ganz einerlei. Sie ist, wie Dr. Alfred Bussel-Wallau sagt, bei Entdeckung neuer Wahrheiten immer gegnerisch und immer im Irrtum“.

Aber eines sollten selbst die Herren von der List-Gesellschaft begreifen, wenn man's ihnen deutlich genug sagt: dass man über die Herkunft des Heus oder der Holzkohle nicht reden kann, wenn man nicht weiss, dass es vorher Gras oder Holz gewesen ist. So soll man auch von den Ursprüngen der Wörter schweigen, wenn man nur eine zufällige späte Gestaltung, nicht die ursprünglichste Form kennt. Sonst gelangt man dazu (S. 249), etwa beim Wort *Grummet* die Silbe *et* als Endsilbe der Endsilbe von *Kummet* gleichzusetzen und eine Wurzel *et* = einhalten, hemmen, hindern, darin zu finden, während das Wort früher *gruonmät* geheissen hat, was nichts anderes als die grüne Maht, das Grüngemähte bedeutet.

Giessen.

O. Behaghel.

Lawrence Marsden Price, English > German Literary Influences. Bibliographie and Survey. University of California Publications in modern philology. Vol. 9. 1919. 616 S. 8°.

Das ausgezeichnete Werk, das uns unter obigem Titel vorgelegt wird, behandelt den Einfluss der englischen Literatur auf die deutsche seit dem 17. Jahrh. Ein erster Teil verzeichnet über tausend Schriften und Abhandlungen über den genannten Gegenstand. Das Verzeichnis ist von grosser Vollständigkeit. Von Lücken sind mir fast nur solche aufgefallen, die sich auf die Nennung allgemeiner Werke beziehen. So fehlt das Buch von Joh. W. Loebell, Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode, Braunschweig 1856—65, das Bd. I, 272—311 eine ausführliche Darstellung der Ossianfrage enthält, oder Karl Bergers Schillerbuch, das natürlich auch von Schillers Beziehungen zu Shakespeare spricht. Genannt werden konnte auch mein Aufsatz über das Fehlen des Geschlechtsworts in der volkstümlichen Dichtung, Beihefte zur Zs. d. allg. dtsh. Sprachv., 5. Reihe, 86, der Einflüsse englischen Sprachstils auf Gleim und Herder nachweist. Ich habe mir die Mühe gemacht, für die 500 ersten Nummern das Volkstum der Verfasser festzustellen. Das Ergebnis ist, dass Deutsche dabei 466 mal vertreten sind, Franzosen fünfmal. Price meint (S. 122), Erich Schmidts Schrift über Richardson, Rousseau und Goethe bezeichne „the beginning of the intensive study“. Es

wäre Unrecht, das in dem Sinne zu fassen, dass E. Schmidt der Bahnbrecher gewesen sei; es tritt eben hier zum erstenmal der Einfluss W. Scherers wirkungsvoll zutage.

Der zweite Teil, der Survey, gibt zunächst sehr verständige Bemerkungen darüber, dass mere imitation nicht verwechselt werden dürfe mit literary influence, er ist weit davon entfernt, die Wirksamkeit des Einflusses auf eine Persönlichkeit wie Goethe und auf die deutsche Literatur im allgemeinen zu überschätzen, und er gelangt zu dem bemerkenswerten Satz: not all the thousand witnesses here past in review suffice to prove German literature as a whole today, or at any previous time, essentially different from what it would have been had the British Isles always reposed at the bottom of the North sea. Diese ruhige Sachlichkeit, diese Freiheit von nationalen Vorurteilen beherrscht das ganze Buch. Die Hauptaufgabe des zweiten Teils ist es, an Hand der im ersten Teil verzeichneten Darstellungen die verschiedenen Einwirkungen der englischen Literatur zu schildern, in einer Reihe von 24 Kapiteln, von denen ich z. B. die über Ossian, Percy, Richardson und Fielding, Goldsmith und Sterne hervorhebe, sowie die Abschnitte über Shakespeare, die S. 354—471 umfassen.

Gelegentlich geht Price über die blosse Berichterstattung hinaus; ich verweise auf die Tafel über die Wanderungen der englischen Komödianten.

Die Darstellung ist musterhaft klar, die Ausstattung erweckt den Neid des Besitzlosen.

Wer schreibt uns derartige Berichte über die Nibelungenforschung, die Faustforschung?

Giessen.

O. Behaghel.

Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. zum 19. Jahrhundert (Stoffe und Motive). Von Moriz Enzinger. Berlin, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte. 1918. 2 Teile.

Der Verfasser hat in überaus fleissiger Weise die Stoffe und Motive zusammengestellt, die das Wiener Theater vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis 1848 verwendet. Die Beschränkung auf Wien ergibt keinen willkürlichen Ausschnitt. Die spielfrohen Bayern haben sich ein Nationaltheater geschaffen, das ausgeprägte Eigenart aufweist und in den Zauber- und Märchenstücken der drei Grossen: Raimund, Nestroy und Grillparzer seine klassische Gestalt erhält. Die Tradition der Zauberspiele wirkt, wie Grillparzer selbst in seiner Biographie angibt, sehr stark in seinem Schaffen nach. Kindheitseindrücke sind die unvergänglichen.

Es ist nun merkwürdig, dass der Verfasser, der seinem Buch einen chronologischen Titel gibt, seinen Inhalt rein stofflich einteilt. Er gibt als Unterabteilungen des Hauptteils „Motive des Zauberstücks“: Allgemeines, Allegorie und Symbol, Ueberirdische Wesen, Hauptmotive des Zauberstücks, Geisterapparat, Zaubereien usw. Die „Hauptmotive“ des Zauberstücks werden in a) Motive des Geisterreichs, b) Motive der Sterblichen, c) Beziehungen zwischen irdischer und überirdischer Handlung untergeteilt. Da aber die Geister und Sterblichen dauernd in Verbindung miteinander stehen und kaum ein Motiv sich ganz klar einer Gattung zuschieben lässt, ist der Verfasser zu zahlreichen Wiederholungen gezwungen, die sehr ermüdend